

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 8

Artikel: Fröhliche Armut. Teil 4
Autor: Waggerl, Karl Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRÖHLICHE

4

Otto Müller Verlag, Salzburg
Presserechte:
Neue Presse Agentur, Zürich

Erzählung von Karl Heinrich Wagner

ARMUT

Ihm verdanke ich es, wenn ich noch heute jeden Pilz und jedes Kraut beim Namen nennen kann, obgleich mir vieles, was ich damals sah, später nie wieder vor Augen kam. Denn der Pfarrer besass obendrein die wunderbare Gabe, den Tieren ihre Scheu zu nehmen. Er konnte Eidechsen dazu bringen, dass sie in seine hingelegte Hand schlüpften, und wenn wir im Beerenkraut lagen, geschah es, dass sich plötzlich eine blaue Wolke auf ihn herabsenkte, unzählige Schmetterlinge, die den Schweiss seiner Stirne wie Nektar tranken. Einmal, als wir noch über dem Wald an einem Quelltümpel rasteten, rauschte es gewaltig zu Häupten und ein Adler stand rüttelnd über uns in der Luft, so nahe, dass ich die rote Glut seiner Augen sehen konnte, die furchtbaren Dolche an den Fängen. Er tat uns aber nichts zuleide. Mit einem heiseren Laut breitete er die Schwingen aus und warf sich wieder in den Wind. Den Pfarrer kannte er wahrscheinlich, und ich möchte wohl überhaupt nicht für eine königliche Tafel taugen.

Geschöpfe begegneten uns, die es nur noch vom Hörensagen gab, einmal auch eines, das wie ein riesiger Igel aussah. Es zottelte geruhsam über den Weg und schnüffelte so lange nach dem Pfarrer hin, bis er die Hand hob, um es zu segnen. Darauf erst verschwand es befriedigt im Gesträuch und der ganze Vorgang wäre um nichts wunderbarer gewesen, wenn sich das Tier auch noch bekreuzigt hätte. Die Mutter wollte nicht glauben, dass ich wirklich einen Dachs gesehen hatte, er war mir ja auch inzwischen zur Grösse eines Bären herangewachsen.

Ich dachte, der Pfarrer wisse vielleicht um einen Zauber, mit dem er jedes Wesen an sich

locken konnte. Aber wie immer ich es anstellen mochte, etwas Lebendes zu beschwören, es gelang mir nicht, sogar die Hühner flüchteten Hals über Kopf vor meinem Segen. Ich musste noch ein halbes Leben daran wenden, um einzusehen, dass sich die Waage des Daseins nur im Gleichgewicht halten lässt, wenn man zweierlei in die Schalen legt: Geduld und Liebe.

12. Kapitel

Nun ging ein Gerücht in der Gemeinde um, und schliesslich galt es für wahr und gewiss, dass der Kaiser kommen wollte, um die Eisenbahn zu eröffnen.

Seit Wochen schon übten die Vereine auf den gemähten Wiesengründen. Hundertmal und wieder senkten die Fähnriche das heilige Tuch ihrer seidenen Banner vor der noch unsichtbaren Majestät in den Staub, und die Männer erstarrten zu Erz und zitterten nur mehr ganz wenig mit den Schnurrbartspitzen, wenn das scharfe Kommando ihrer Hauptleute ertönte.

Ueberall auf den Dachböden und in den Scheunen sass die Musikanten von der Bürgerkapelle, sie versuchten sich unermüdlich in Läufen und Trillern, denn es haftet ja immer etwas Ungewisses, Zufälliges an dieser Kunst. Unser Nachbar bediente die grosse Trommel und das Becken. Es war schauerlich anzuhören, wenn er ganz allein in der Waschküche das Kaiserlied spielte, eine geisterhafte Musik, aus lauter Blitz und Donner gemacht. Oft sah ich ihn lange stehen und flüsternd den Takt vom Notenblatt lesen, und plötzlich, wie auf einen unhörbaren Anruf, holte er wieder aus und hieb gewaltig in das Fell.

Sogar den Vater konnte man zu dieser Zeit vor dem Spiegel überraschen, wie er seine glänzenden Stiefel in den richtigen Winkel brachte und ab und zu blitzschnell die Hand hob, um sie an die Krempe seines Federhutes zu legen.

Indessen aber ereilte mich selbst das Gedränge. Ich war aussersehen worden, einen Vers zu lernen und vor dem Kaiser aufzusagen, um damit als Vertreter der geringeren Untertanen, als Herold des Volkes, wie der Lehrer meinte, das erhabene Herz zu rühren.

Der Bürgermeister, dem ich deswegen gezeigt wurde, der kaiserliche Rat meinte zwar, er habe sich eigentlich etwas Gefälligeres vorgestellt, ein hübsches Kind. Aber einerlei, wenn ich nur sonst

meine Sache gut verrichte, würde man vielleicht höheren Orts keine Sommersprossen bemerken wollen.

Was mich jedoch vor allem erregte, war der Gedanke, meine Worte könnten den Kaiser derart erschüttern, dass er sich auf der Stelle entschlösse, mir eine besondere Gnade zuzuwenden. «Mein Sohn», würde er vielleicht sagen, «sprich einen Wunsch aus, er soll dir gewährt sein, und wenn es die Hälfte meines Reiches wäre!»

Aber nun kam es darauf an, sich beizeiten vorzusehen, denn die Gunst des Augenblicks ist schnell verscherzt. An Wünschen fehlte es mir freilich nicht, allein, welcher war der Macht des Kaisers angemessen, der Kron- und Wurzelwunsch sozusagen, durch den alle übrigen von selber reiften? Wenn ich meine Sorgen überschlug, so schien es mir, als sei zuallernächst an etwas Nahrhaftes zu denken, an eine Leibrente von Würsten oder Lebkuchen auf Lebzeit. Aber war es nicht etwa klüger, den Kaiser zu bitten, er möge seine Gnade gar nicht mir, sondern dem Vater zuwenden und ihm ein ansehnliches Amt verleihen, vielleicht die Oberaufsicht über alle Briefträger und Postboten in den Erblanden?

Jedenfalls, der grosse Morgen, der schlaflos erwartete, brach an. Alles Volk war auf den Beinen, noch im entlegensten Winkel wurde ein unziemlicher Mauerfleck unter Kränzen verborgen oder eine letzte Fahne aus dem Fenster geschoben, als ob zu erwarten sei, dass der Kaiser auch in die Hinterhöfe laufen und nach jeder Dachluke schielen würde. Alle Strassen wurden noch einmal gekehrt und gesprengt, durch Wasserlachen und Staubgewölk marschierten schon die Vereine mit hartem Tritt und klingendem Spiel, um ihr kriegerisches Heerlager auf dem Platz vor dem Bahnhof zu beziehen. Mannesmut gerät leicht von selbst in Brand, wenn er sich in einem Haufen sammelt, und so fehlte nicht viel, dass die Bruderschaften gleich hitzig gegeneinander rückten und mit Waffengewalt entschieden, wem der beste Platz zu stand, der Feuerwehr, weil sie gleichsam Tag und Nacht für das gemeinsame Wohl unter Gewehr stand, oder den Veteranen, deren etliche noch die letzten Feldzüge mitgemacht hatten und also abwarten konnten, dass sie ihr oberster Kriegsherr sogar wiedererkennen würde, wenn er nachher die Front abschritt. Im letzten Augenblick erst, als sich die Hauptleute schon zum Zweikampf gegenüberstanden, schlichtete der Kapellmeister den Streit, indem er das Kaiserlied anstimmte, so dass

sie stillstehen und das letzte vernichtende Wort hinunterwürgen mussten.

Von der bekränzten Pforte weg bis zu den Geleisen hatte man einen roten Teppich ausgebrettert und mit weissgekleideten Mädchen eingesäumt. Jedes presste einen Arm voll Blumen an sich, damit sie nachher dem Kaiser etwas vor die Füsse zu werfen hätten. Ich selber aber stand in einem Gehölz von Tannenwipfeln verborgen. Im rechten Augenblick, wenn der Lehrer gegenüber mit dem Taschentuch winkte, sollte ich hervortreten und ungescheut laut werden lassen, was mich im Innersten bewegte.

Im Innersten — ach, der Lehrer ahnte ja nicht, wie es deshalb mit mir bestellt war. Die Mutter hatte mir noch schnell ein rohes Ei eingeflösst, damit sich meine Kehle klären sollte, und nun kam der ungewohnte Bissen nicht zur Ruhe, er rumorte vernehmlich in meinen Eingeweiden und stieg mir immer wieder in den Hals herauf. Und nicht genug der Drangsal, obendrein entdeckte ich plötzlich, dass mir der Anfang des Gedichtes entfallen war. Bisher konnte ich es jederzeit wie das Vaterunser hersagen, schlafend oder wachend, nun aber fand sich kein einziges Wort mehr in meinem wirren Kopf. Wie, in allen Himmeln, hieß der Heilige, der Nothelfer, der einem in solchen Fällen beizuspringen vermochte? Denn ein Wunder musste geschehen, anders war das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten. Ich sah mich schon stumm vor dem Kaiser stehen — möglich, dass es mir wenigstens gelang, das Ei irgendwo im Schlunde einzuklemmen, aber auch dann würde die Majestät nichts weiter vernehmen als ein unziemliches und aufrührerisches Grollen aus der Tiefe meines Leibes.

Und schon krachten die Böller ringsum auf den Hügeln, von fernher liess sich ein seltsames Schnauben und Stampfen hören. Die Musik schlug ein mit aller Gewalt, die Leute schrien und schwenkten Tücher und Hüte, und hinein in diesen grossartigen Lärm rollte wirklich der bekränzte Zug und hielt mit einem alles überheulenden Pfiff.

Es gelang freilich nicht, das Eisenross genau an der richtigen Stelle zum Stehen zu bringen und deshalb entstand eine kleine Verwirrung im Gefolge des Bürgermeisters, weil man nicht wusste, ob man nun den Kaiser zum Teppich oder den Teppich zum Kaiser bringen sollte. Aber der gütige Monarch, wohlerfahren in solchen Zufällen, entschied sich ganz von selber für den richtigen Weg.

Ich erkannte ihn sofort, obwohl er keine Krone trug, wie ich erwartet hatte, und keinen Hermelin,

nur den gleichen Waffenrock, wie seine Begleiter hinter ihm.

Durch den Nebel meiner Verwirrung gewahrte ich das weisse Tuch des Lehrers, wider Willen trat ich aus dem Gehölz und stand plötzlich allein vor der hohen Gestalt des Kaisers.

Das härtige Gesicht sah ich über mir, das vertraute Angesicht unter dem grünen Federhut, aber die blauen Augen blickten nicht streng auf mich herab, sondern es glomm ein kleiner Funken von gelassener Heiterkeit darin. Und mit einem Male, mir selber unerwartet, löste sich meine Zunge, mit einem unsäglichen Glücksgefühl hörte ich, wie mir die Worte leicht und laut von den Lippen kamen.

Ja, die Treue und Liebe, ewig und immerdar, es war freilich ein falscher Eid, den ich damals vor dem Kaiser schwor, Gott weiss es, aber mein Herz glühte im Feuer der Hingabe, und als ich geendet hatte, hob der Erlauchte seine Hand und klopfte mir sacht und freundlich auf die Schulter.

Zu einer anderen Zeit hätte das genügt, mich zum Ritter zu schlagen, ich hätte fortan den doppelten Adler im Wappen führen dürfen, oder vielleicht eine Nachtigall. Aber ehe der Kaiser auch nur den Mund öffnen konnte, kam mir der Bürgermeister dazwischen. Er schob mich einfach zur Seite und fing seinerseits zu reden an, auf so schändliche Weise wurde ich um meinen Sängeralohn gebracht, um Adelstitel und Gnadensold und alles.

Gleichwohl konnte ich mich an diesem Tag über jedermann erhoben fühlen. Denn der Kaiser hörte zwar auch seinen Herrn Rat geduldig an und die übrigen Würdenträger der Reihe nach, er sagte wohl auch ab und zu ein Wort dazwischen, dass es schön gewesen sei und wie sehr ihn das Ganze freue, aber so gnädig verfuhr er mit keinem mehr wie mit mir. Auch der Vater meinte, es sei so gut wie ein Orden, eine unvergessliche Ehre für mein ganzes Leben.

Und das ist wahr. Ich wüsste heutzutage niemand mehr in der Welt, der mich dadurch auszeichnen könnte, dass er mich auf die Schulter klopft.

13. Kapitel

Etliche Wochen später, als noch immer keine Brücke eingestürzt und kein Dampfkessel zerborsten war, liess sich die Mutter überreden, mit uns eine Fahrt durch das Tal hinaus zu wagen. Wie jedesmal, wenn etwas Ungewöhnliches herankam,

wurden wir alle den Abend zuvor gebadet und bis ins Innerste gesäubert, denn wir sollten wenigstens, was die Hälse und Füsse betraf, nicht zuschanden kommen, falls uns der Zug über das Ziel hinaus ins Jenseits beförderte.

In jener frühen Zeit hielt man noch darauf, dem ungewohnten Neuen ein vertrautes und gefälliges Ansehen zu geben. Deshalb sahen die Wagen alle wie Postkutschen aus und auch die Maschine war kein seelenloses Ungeheuer, sondern ein fast zierliches Wesen, unverkennbar weiblichen Geschlechtes mit ihren beiden glänzenden Messingknöpfen, sie hiess ja auch Rosa. Gleichsam in einträumisches Selbstgespräch versunken, leise summend und zischelnd, stand sie auf dem Geleise in der Sonne. Dann und wann entschlüpfte ihr ein Wölkchen weissen Dampfes aus irgendeinem Rohr, aber auch das stand ihr nicht übel.

Der Vorstand ham herbei, um sie aufzuwecken, nicht nach Menschenart natürlich, mit groben Worten, sondern mit einem zärtlichen Triller aus seiner Pfeife. Sie antwortete ihm sogleich, und im selben Augenblick warf uns ein unerwarteter Stoss in die Sitze zurück.

Mir war nicht wohl ums Herz. Gegenüber sah ich die Mutter sitzen, sie hielt sich zwar aufrecht wie immer, aber sie schloss die Augen, nur ihre Lippen bewegten sich lautlos. Und was sich vor den Fenstern zutrug, war nicht weniger unheimlich. Es schien, als bewegten wir uns gar nicht von der Stelle, als würden wir uns nur von Geisterhand hin- und hergerüttelt, während draussen die Bäume und Stauden in wilder Flucht davonliefen.

Täuschung sagte der Vater. Er zog mich an das Fenster und nun sah ich, was später auch die Wissenschaft entdeckte: dass es im Grunde einerlei ist, ob man selber läuft oder die Dinge laufen lässt.

Es war köstlich, den scharfen Wind zu spüren, das Wasser schoss mir in die Augen und meinen Hut musste ich mit beiden Händen festhalten. Dem Zug voran eilte Rosa, sie riss uns sozusagen über Stock und Stein mit sich in ihrem fröhlichen Ungestüm, durch Wald und Wiesen, und von Zeit zu Zeit pfiff sie einmal durchdringend, weil es ihr auch Vergnügen machte, wenn die Kühe auf der Weide ihre Schwänze zum Himmel warfen und bei nahe Purzelbäume schlugen vor Entsetzen. Plötzlich wlich die Erde unter uns und wir stürzten in eine tiefe Schlucht — nein, wir stürzten nicht, sondern Gott liess uns eben noch auf Haaresbreite die Brücke erhaschen. Einen Augenblick sah ich tief unten das Wasser blinken, ein Fahrzeug quer über

der Strasse, alles winzig klein, ein paar Gäule, die wie Käfer mit den Beinen strampelten. Aber so laut konnte nicht einmal ein Kutscher fluchen, dass man es bis zu uns herauf hörte.

Indessen zwängte sich Elisabeth neben mir in das Fenster, um auch hinauszuschauen. Bisher hatte sie still neben der Mutter gesessen, das gute Kind. Nach ihrer Gewohnheit wartete sie unbewegt und wachsam, bis sich eine Gelegenheit fand, ihr einziges Kunststück zum besten zu geben. Nun brauchte sie natürlich nur einen Augenblick ihre Kopfnase in den Wind zu halten, damit ihr gleich ein Russkorn ins Auge flog. Es war erschütternd zu sehen, wie sie darauf in den Armen der Mutter hinstarb, während der Zug unaufhaltsam weiterraste. Diesmal wusste man wirklich nicht, was man dem Kind wiedergeben sollte, die Atemluft oder das Augenlicht.

Zum Ueberfluss kam auch noch der Kondukteur herein und wollte prüfen, ob wir richtig für die Reise bezahlt hätten.

Es half nichts, dass die Mutter beteuerte, sie wolle die Fahrkarten sogleich aus dem Kittelsack holen, wenn nur erst ihre Tochter wieder am Leben sei. Der Unmensch bestand auf seiner Pflicht, niemand durfte ohne Billett auf der Eisenbahn reisen, auch kein sterbendes Kind. Er lauerte aber doch vergebens mit seiner Zange, denn unversehens hielt der Zug und der jähne Ruck brachte auch ihn aus dem Gleichgewicht. Wir waren am Ziel. Hals über Kopf mussten wir das Nötigste zusammenraffen und aus dem Wagen klettern.

Hinterher standen wir noch eine Weile auf dem Bahnsteig beisammen, alle ein wenig verwirrt und atemlos, Elisabeth ausgenommen, sie allein fühlte sich wieder wohl und guter Dinge. War es nicht doch nur Blendwerk gewesen? Betrug und Hexerei, wie die Mutter meinte? Keine zehn Vaterunser hatte die Fahrt gedauert und schon fanden wir uns ans Ende der Welt verschleppt und mussten stundenweit nach Hause gehen. Der Vater sagte freilich, das sei uns nur von Nutzen. Auf diese Weise begriffen wir das Wunder wenigstens mit den Füßen, wenn schon nicht mit dem Kopf.

Der Vater glaubte mit unbeirrbarer Zuversicht, dass die Menschen insgesamt doch stetig zum Besseren fortschritten. Er setzte mir oft im Gespräch auseinander, dass alles Übel in der Welt eigentlich gar nichts Wirkliches, sondern nur etwas weniger Gutes sei, so wie der Frost nur ein geringeres Mass von Wärme. Und wie vertriebe man den Frost, sei er etwa ein Ding, das man mit Händen greifen und

durchs Fenster werfen könne? Nein, nein, man dürfe das Gute und das Schlechte nicht für zweierlei nehmen, als ob Gott beides nebeneinander zuliesse. In Wahrheit wüchse das Böse niemals aus eigener Wurzel. Wir seien nur nachlässige Arbeiter im Garten des Herrn und deshalb müsse das Gute immer wieder so kläglich verkümmern.

Die Mutter freilich wollte die Schuld an dem jämmerlichen Zustand der irdischen Dinge lieber dem Teufel als sich selber aufhalsen. Sie wusste nicht recht, wie es zu deuten war, wenn ihr der Vater entgegenhielt, auch der Leibhaftige sei ja nicht eigens erschaffen worden, und wer ihn im Leibe habe, könne nicht hoffen, ihn mit Gewalt auszutreiben, er müsse trachten, ihn allmählich zu bekehren, damit er wieder würde, was er anfangs war, ein Engel.

Aber so weit verstieg sich der Vater nur selten mit seinen Gedanken. Er war ja kein gelehrter Kopf, sein Handwerkerstand hielt sich immer an das Allernächste im Gefüge der Dinge. Etwas von dieser einfältigen Art des Betrachtens ist wohl auch mir selber eigen und das gefährdet mein Ansehen bei den klugen Leuten. So überaus einfach erscheint mir die Welt zuweilen, dass ich jedem Wirrkopf dankbar sein muss, der sie mir wieder durcheinander bringt.

Ständig war der Vater auf der Jagd nach Beweisstücken für seinen Glauben an das künftige Glück der Menschheit. Ein neuartiger Mauerhaken entzückte ihn, der Zentnerlasten hätte tragen können, wäre er nicht vorzeitig aus der morschen Mauer gebrochen, oder ein Hosenknopf, der den Besitzer des Fluchens enthob, weil man ihn nicht mehr anzunähen brauchte.

Alle diese wunderlichen Dinge brachten etwas Unberechenbares, Abenteuerliches in unser Hauswesen. Ich erinnere mich an eine Mäusefangmaschine, die uns lange zu schaffen machte. Das war ein weitläufiges Gebäude mit Gängen und Schleusen und Falltüren, derart scharfsinnig angelegt, dass selbst eine Maus, ein so schlaues Tier, die Hälfte ihres Lebens hätte aufwenden müssen, den Tod darin zu finden. Und ein anderes Mal schenkte mir der Vater eine Füllfeder, die mir auch nichts weiter einbrachte als etliche Kopfstücke, weil sie eigentlich nur ein nackter Neger ungefährdet handhaben konnte.

Nie war dem Vater ganz zu trauen, seinem Hang zu kindlichen Späßen, die Mutter wusste es wohl und trotzdem gelang es ihm, sie immer wieder zum besten zu halten. Wahrscheinlich lebte dieser selt-

same Mann in sich selber, in seinem eigenen Gemüt wie in einem heiteren Garten, umhegt von der sicheren Mauer seiner Taubheit. Bisweilen trat er hervor und verschenkte die krausen Gewächse aus seiner Einsiedelei an jedermann, gleichviel wie es ihm anstehen mochte. Aber wenn etwas Ungutes drohte, wenn er ins Gedränge kam, wich er zurück und schloss die Türe hinter sich. Geschwiegen ist nicht gelogen, sagte er mir zur Lehre.

14. Kapitel

Um jene Zeit, unmerklich für mein sorgloses Alter, widerfuhr mir eine weit ins Zukünftige wirkende Wandlung. Es begann damit, dass plötzlich unser alter Lehrer starb. Des Morgens sass er noch dick und träge auf seinem Stuhl, er begann sein Tagewerk wie immer damit, dass er eine Reihe von Gegenständen vor sich auf dem Tisch zurechtlegte, den ledernen Tabaksbeutel, die kurze Pfeife und etliche andere Dinge, die nach der Jahreszeit wechselten, Fichtenzapfen im Sommer, Pflaumenkernen im Winter. Das waren Wurfgeschosse, tagsüber schleuderte er sie mit der Geschicklichkeit eines Kunstschiützen nach unseren Köpfen, wenn er uns aufzurufen oder zurechtweisen wollte. Mitunter reichte der Vorrat nicht aus, und dann musste er hinterherschicken, was irgend in der Nähe greifbar war, Kreide, Rechenbuch und Schwamm, bis er endlich, aller Lehrmittel entblösst, den Kopf auf die Arme legte und einschlief.

Diesmal aber mochten ihn Überdruss und Verachtung des Daseins heftiger als gewöhnlich befallen haben. Er sah uns lange starren Augen an und endlich sank er mit einem Seufzer vornüber. Es gewährte geraume Zeit bis man entdeckte, dass er diesmal willens war, überhaupt nicht wieder aufzuwachen.

Es flossen keine Tränen seinetwegen, man legte die Ungeformt in einen fassartigen Sarg und begrub sie. Der Schnapsteufel hatte den Lehrer geholt, sagten die Leute. Aber vielleicht sah es Gott anders an, als diese arme Seele vor ihm erschien, einmal völlig ausgeschlafen und nüchtern. Vielleicht kleidete er sie nur neu und schickte sie wieder auf die Erde zurück, damit sie ihre Arbeit noch einmal und besser verrichte. Jedenfalls blieb der Stuhl des Lehrers nicht verwaist, wie wir gehofft hatten, sondern es liess sich ein leibhaftiger Engel darauf nieder. Mir erschien dieses unirdische Wesen zuerst, als ich in der staubdurchwölkten Schulstube rücklings über

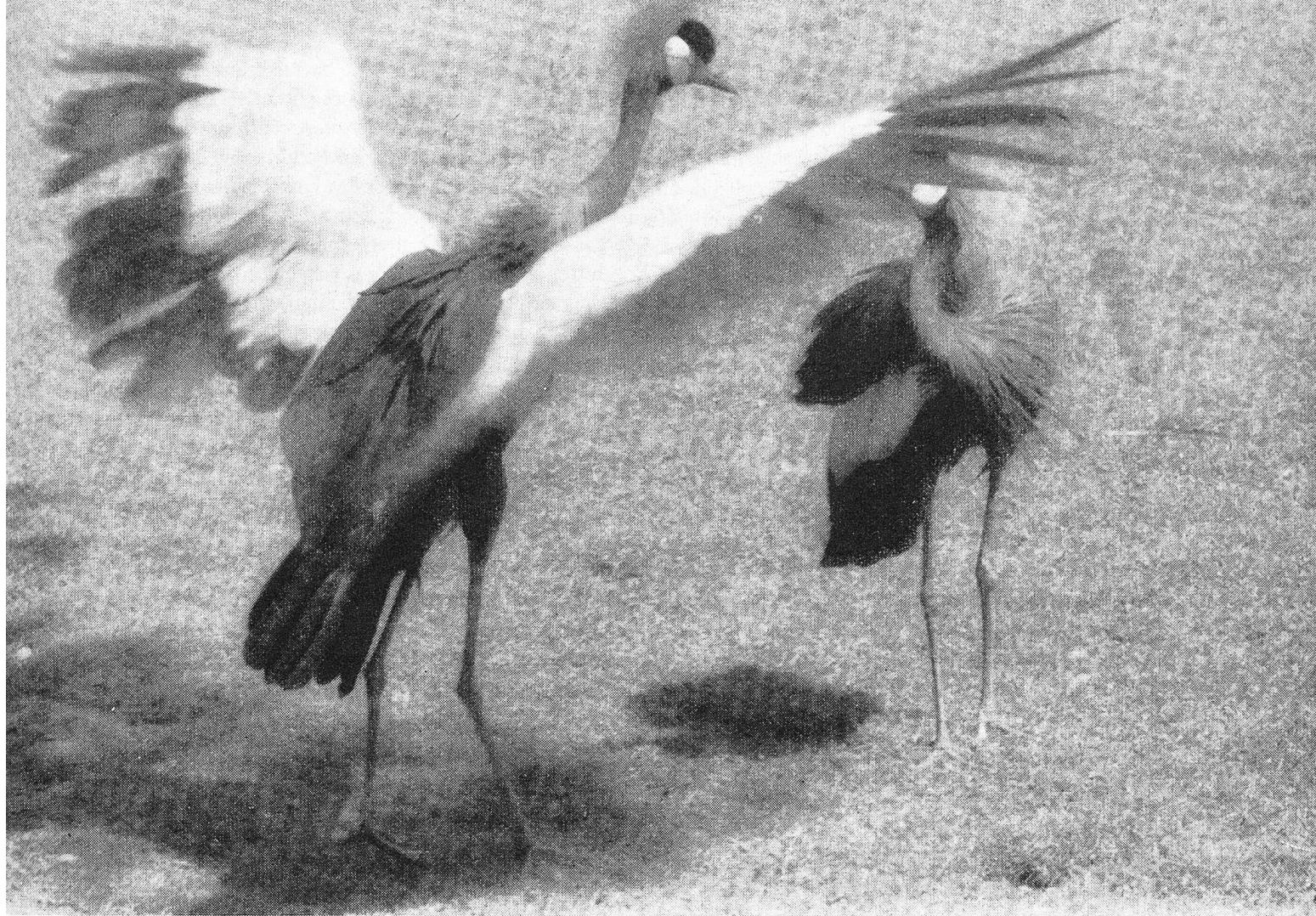
einer Bank lag. Mein Todfeind kniete auf meiner Brust, ein letztes Mal drehte ich die Augen über mich und da sah ich den Engel, weiss gewandet und gleichsam schwebend, und seine Augen blickten voll milder Trauer auf mich herab. Der Atem versagte mir vollends, denn ich dachte, ich sei unversehens gestorben und es stünde schon mein Schutzengel bereit, der ja verpflichtet war, mein unsterbliches Teil ins Jenseits zu begleiten.

Aber mein Widersacher hatte die gleiche Erscheinung. Das himmlische Gespenst hob sich erst hinweg, nachdem wir eilig den Knäuel unserer Gliedmassen entwirrt hatten. Es sass plötzlich auf dem Stuhl des Lehrers und zielte von dorther nach uns, nicht mit Pflaumenkernen zwar, aber mit Blikken aus flammend-blauen Augen. Ich heisse Johanna, erklärte der Engel nach einer bangen Weile. Es war über uns weggesagt wie eine Verkündigung, wie aus der Schrift gelesen. Hernach begann das Zauberwesen, uns der Reihe nach aufzurufen. Es blätterte dabei in einem zierlichen Buch und schrieb unsere Namen hinein, als hielte es ein geheimnisvolles Gericht und schiede auf das blosse Ansehen hin die Sünder von den Gerechten. Ich sah mit Beklemmung, dass mein Name auf dem allerletzten Blatt verzeichnet wurde, und also war ich wohl von Anfang an verworfen.

Es währte auch gar nicht lang, bis ich mit dem Engel Johanna in Händel geriet. Ich hatte noch zu Lebzeiten des Lehrers ein unterhaltsames Spiel erfunden. Wenn ich nämlich den Federhalter unter das Pult steckte und auf eine gewisse Weise anstieß, so erzeugte er ein sonderbares, heftig schnarrendes Geräusch. Der Lehrer fuhr dann aus dem Schlaf und fragte verstört. «Was ist das?» Darauf erhob ich mich, zeigte zum Fenster hinaus und antwortete ernst: «Das ist ein Specht!» «Richtig», sagte der Lehrer jedesmal überrascht und zugleich befriedigt.

Aber der Engel Johanna wusste offenbar in der Welt des Geflügels besser Bescheid, denn als ich aufstand, um auch ihm meinen wunderbaren Vogel zu zeigen, schwebte er zürnend herab und gab mir eine so irdische Ohrfeige, dass ich gleich wieder zu sitzen kam.

Was aber dann geschah, vergass ich zeitlebens nicht mehr. Der Engel schritt mit vorgestreckter Hand zum Waschbecken, goss Wasser hinein und wusch sich. Dieser unheimliche Vorgang erschütterte mich so sehr, dass ich hemmungslos zu weinen begann. Wahrscheinlich dachte der Engel, ich hätte irgendeinen Leibesschaden erlitten, aber so war es



Frühling im Zoo

Foto:

*Rosemarie Spycher-Gautschi,
Fotografin, Basel*

nicht, eine Maulschelle machte mir wenig aus. Ich verstehe selber nur dunkel, was mir eigentlich so zu Herzen ging, wenn nicht doch die bittere Einsicht, dass ein feines Wesen sich waschen muss, sobald es meinesgleichen angerührt hat.

Von diesem Tage an spürte ich einen quälenden Drang, mich dem Engel Johanna bemerkbar zu machen. Was immer er von uns hören wollte, ich meldete mich auf jede Frage. Aber gewöhnlich wusste ich gar nichts zu antworten und dann liess ich mich in seliger Verwirrung einen Dummkopf schelten. Eine Weile später heckte ich doch wieder etwas Neues aus, um die Himmlische an mich zu locken. Der Engel Johanna hatte die Gewohnheit, lautlos von einem zum andern zu schweben, wenn er unsere Arbeit in den Schreibheften überwachen wollte, und weil er ein wenig kurzsichtig war, wie es die meisten Engel zu sein scheinen, die hier auf Erden beschäftigt sind, beugte er sich dabei tief über den Schreibenden. Ich entdeckte bald, dass man den Engel am sichersten mit Klecksen im Heft herbeiziehen konnte. Er gab dann Seufzer und leise klagende Laute von sich, während er versuchte, den Schaden gutzumachen. Ich aber schmiegte mich indessen schauernd und besiegelt in seine Umarmung, und dabei verhalf mir der Engel Johanna zu Einsichten, die eigentlich einer viel späteren Zeit meines Lebens angemessen war. Ich will will nicht schwören, dass ich jetzt die Augen schlösse, wenn sich wieder ein Engel über mich beugte, um nachzusehen, ob mir das Schreiben immer noch nicht besser von der Hand geht. Aber ich kann sagen, dass mir die Engel heutzutage sehr zu Unrecht weniger trauen als damals.

So wie ich beschaffen war, gelang es mir jedenfalls leichter, den Ärger als das Wohlwollen der Angebeteten auf mich zu lenken. Ich genoss beides mit der gleichen würgenden Seligkeit, ein lobendes Wort ebenso wie das Glück, in der Ecke zu stehen oder sonst eine von den wunderlichen Strafen abzubüssen, die sie über mich verhängte.

Oft lauerte ich bis in den Abend hinein vor dem Hause, in dem der Engel Johanna hinter einem Gewölk von weissen Gardinen wohnte. Sobald er aus der Türe trat, grüsste ich vornehmlich und wurde mit einem zerstreuten Lächeln beschenkt, oder einem flüchtigen Erstaunen, wenn ich den Weg flink unterlief und eine Weile später noch einmal auftauchte.

An schönen Abenden spielte die Musik auf dem Hauptplatz für die Badegäste. Dort sass dann auch Johanna in der ersten Reihe, über alle Be-

griffe schön angetan, mit Spitzenhandschuhen, die nur bis zur halben Hand reichten, so dass man die rosigen Finger sehen konnte, wenn sie den Fächer öffnete, um sich ein wenig Kühlung zu schaffen. So oft ein Stück zu Ende war, klatschte der Engel, aber nicht grob und laut wie die anderen Leute, sondern unhörbar, mit einer zierlichen, gleichsam bittenden Gebärde. Dann verneigte sich der Kapellmeister vor ihr, er warf seine schwarze Locke aus der Stirn und legte den Taktstock auf das Pult, als sei er jetzt erst ganz mit sich zufrieden.

Ich kannte den Kapellmeister gut, denn er war unser Zimmerherr. Aber wir mochten ihn alle nicht leiden, weil er sich so hochfahrend trug, auch die Mutter sagte, dass er ein Schwätzer sei, ein Windmacher, wenn nicht etwas Schlimmeres.

Nach dem Konzert kam der Kapellmeister jedesmal herbeigeschwänzelt und entführte den Engel. Ich liess das Paar nicht aus den Augen, mochten seine Wege noch so verschlungen sein. Was der Kapellmeister sagte, konnte ich nur selten verstehen, jedenfalls plagte er Johanna unablässig mit seinem Geflüster, so dass sie zuweilen mit dem Fächer nach ihm schlagen musste, wie nach einer Wespe. Aber sie zürnte ihm nicht wirklich. Einmal lachte sie so sehr, dass sie sich dabei verschluckte. Gleich sah der Bursche die Gelegenheit, er klopfte ihr den Rücken und weil das nicht helfen wollte, umschlang er die Wehrlose und nahm sie völlig in die Arme. Das aber war nicht mehr zu ertragen, ich steckte zwei Finger in den Mund und schickte einen warnenden Pfiff aus dem Gebüsch. Damals konnte ich messerscharf pfeifen, mit Hilfe einer Zahnlücke, die ich leider nicht mehr besitze.

Bald darauf ersann der Kapellmeister eine neue Gaukelei. Er klebte einen Zettel an die Haustür, auf dem zu lesen stand, dass er Konzertmeister sei und fähig, jedermann das Geigenspiel zu lehren.

Jedermann, jawohl. Aber zunächst fanden nur Damen Gefallen an seiner kurzweiligen Schule, leider auch Johanna. Sie kam freilich nicht untertags wie die anderen, mit einem Geigenkasten unter dem Arm, sondern verstohlen in der Dämmerung. Vielleicht schämte sie sich, noch in die Lehre zu gehen, oder sie wollte nur in etlichen besonders schwierigen Kunstgriffen unterwiesen werden. Gleichviel, jedenfalls verstand sich der Meister jetzt nicht mehr so gut mit ihr wie früher. Sein Geigenspiel verstummte bald ganz, das Gelächter auch, mitunter hörte man durch die Wand wie er schalt und schrie, und einmal sah ich den Engel Johanna weinend aus der Tür schlüpfen. Als ich die Mutter

deswegen befragte, fuhr sie mich heftig an. Ich sollte Gott bitten, sagte sie, dass er mir dereinst ein ehrbares Handwerk lernen liesse. Und das schwor ich ihr auch, was immer mir bestimmt sein mochte, Kapellmeister wollte ich niemals werden.

Am anderen Morgen schrieb ich auf die grosse Schultafel, dass unser Zimmerherr ein Windmacher sei. Ich war sogar besonders sauber gewaschen, wegen der Ohrfeige, die ich zu erwarten hatte. Aber es geschah mir nichts. Der Engel Johanna löschte meine Inschrift schweigend wieder aus, er sah nur einmal forschend nach mir hin, und später strich er im Vorübergehen mit der Hand durch mein Haar, ich fühlte es beglückt.

Indessen schritt der Sommer voran, die Ferien begannen und ich sollte wieder meinen Geschäften nachgehen. Aber der Pate war unzufrieden mit meinem säumigen Dienst, und sogar der Vater machte sich Sorgen — was ist das mit dir, fragte er, wo treibst du dich herum?

Nun, ich suchte nach dem Engel, vergeblich auf allen Wegen, er blieb verschwunden. Auch bei der Abendmusik sass eine fremde Dame auf dem Stuhl in der ersten Reihe, vor ihr verbeugte sich der Kapellmeister jetzt, es machte ihm weiter nichts aus.

Eines Mittags aber fand ich Johanna unversehens wieder. Sie sass allein auf einer Bank und rief mich an. Ob ich etwas für sie besorgen möchte, fragte sie, einen Brief? Ich sollte ihn dem Herrn zustellen, der bei uns wohnte, aber nur ihm selbst, und vielleicht würde ich gleich auf die Antwort warten können.

Ich lief also eilends und traf den Kapellmeister auch richtig in seinem Zimmer. Er stand eben vor dem Spiegel und bestäubte sich aus einer Flasche. Ein Brief? sagte er, gib ihn her!

Da hielt er das rosige Kleinod in der Hand und drehte es um und um, er roch daran wie ein Affe und dann warf er den Brief auf sein Bett. Es ist gut, brummte er, als ob er jeden Tag Engelsbotschaften empfinge. Aber dann besann er sich doch und schenkte mir ein Nickelstück aus seiner Westentasche.

Ich stahl mich wieder aus dem Hause und lief in den Park zurück, um den Hergang zu berichten. Nein, der Kapellmeister las den Brief nicht gleich, er legte ihn auf das Bett, es sei schon gut, sagte er. Aber weil der Engel daraufhin so blass und verhärm vor sich niedersah, wollte ich noch etwas Freundliches hinzufügen. Es lagen ja noch mehr solcher Briefe dort, erklärte ich, vielleicht wollte er sie später alle der Reihe nach lesen?

Das war freilich nur zum Trost erfunden, es half auch nicht viel. Johanna sagte kein Wort mehr, plötzlich stand sie auf und ging weg. Mich selber kam es bitter traurig an, als ich sie so den Weg entlanggehen sah, langsam und ein wenig schwankend, als ob sie plötzlich erblindet wäre. Unbegreiflich war das alles, so dunkel und bedrückend. Unterwegs auf der Wehrbrücke schleuderte ich das Nickelstück in den Weiher, es sprang weithin über das Wasser und versank.

In der folgenden Woche geschah allerlei Seltenses. Der Kapellmeister packte plötzlich seinen Koffer und verschwand, obwohl der Sommer ja noch lange währte. Tags darauf kam der Wachtmeister zu uns, er durchsuchte Kisten und Kästen in der Schlafkammer und die Mutter scheuchte mich aus der Tür, als ich mich auch ins Gespräch mischen wollte. Am gleichen Abend erzählte der Vater bei Tisch, die junge Lehrerin sei vom Wehr herunter in den Teich gesprungen, man habe sie aber zur Not noch herausziehen und retten können.

Dieses schreckliche Ereignis ging mir arg zu Herzen. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich ein ahnendes Gesicht von der gnadenlosen Gewalt des Schicksals, die geheimnisvoll zwischen den Menschen wirkt. Von Stund an befiehl mich eine heftige Krankheit, die wohl schon eine Weile in mir gesteckt haben mochte. Schon bewusstlos, musste ich in das Spital gebracht werden, und die Mutter zog mit mir, des festen Glaubens, dass wir nun alle sterben und verderben würden.

Es ging mir hart ans Leben. Aber so oft ich aus den Ängsten meines Dämmerschlafes erwachte, fand ich die Mutter neben meinem Bett, sie sass wohl Tag und Nacht auf diesem harten Stuhl, und wenn mich das Fieber wieder anfiel, legte sie ihre kühle Hand um meine Stirn, wie man ein schwaches Flämmchen schützt, damit es nicht erlischt. Ich wurde sehr von schrecklichen Träumen geplagt, von Erscheinungen, die sich unheimlich mit der Wirklichkeit vermengten. Ich sah die Wände meiner Krankenstube, sah das Gesicht der Mutter tröstlich nah über mir, aber zugleich rauschte draussen wildes Wasser, es schwoll und stieg, und der Engel Johanna erschien hinter den Fensterscheiben und rief mir zu, dass er nun in den Teich springen müsse, um das Goldstück zu holen, das ich hineingeworfen hatte. Und soviel ich schreien mochte, dass es ja ein Nickelstück gewesen sei, ein armseliger Groschen, der Engel schüttelte nur den Kopf und wollte mir nicht glauben.

(Fortsetzung folgt)